

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 83 (1957)
Heft: 16

Rubrik: Der Rorschacher Trichter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Rorschacher Trichter



Nr. 42

Werner Wollenberger

DIE GLOSSE:

Geld und Geist

Wenn Reklameleuten absolut nichts mehr einfällt, dann fällt ihnen mit Verlässlichkeit ein Wettbewerb ein. Dieser Satz könnte den Anschein erwecken, ich habe etwas gegen Reklameleute. Ich darf Ihnen versichern, daß dieser Anschein den Nachteil hätte, ausgesprochen irrig zu sein. Mein ganzes Herz gehört diesen braven Leuten, die es auf so wundervolle Weise verstehen, aus trägen Zeitungslesern gierige Kunden zu machen, die ein höchst prosaisches Waschpulver zu Oden von homerischem Schwunge beflügeln kann, und die einen neuen Lippenstift zu besingen vermögen, als wäre er eines der unvergänglichen Kunstwerke des Abendlandes und der umliegenden Ortschaften.

Nein, ich habe wirklich nichts gegen diesen Beruf. Aber ich habe etwas sehr Bestimmtes gegen die Wettbewerbe, die man ausheckt, um den Verkauf einer neuen Bodenwichse, Zigarette oder Suppen- einlage von Nullkommanichts auf

tausend Tonnen pro Tag zu steigern.

Es besteht natürlich die Möglichkeit, daß ich die ganz falschen Leute angreife. Vielleicht sind es gar nicht die Reklamemänner, vielleicht sind es ihre Auftraggeber, die für das tiefe Niveau der veranstalteten Wettbewerbe schuldig gesprochen werden sollten. Vielleicht sind es aber auch alle beide ...

Wie dem auch sei: jemand muß dafür verantwortlich sein, daß sich fast alle Wettbewerbe, die ich in der letzten Zeit zu Gesicht bekommen habe, nur an Unterbelichtete wenden. Wer nicht von unheilbarer geistiger Minderjährigkeit ist, kann an diesen Preisausschreiben einfach nicht teilnehmen, ohne daß er nach spätestens fünf Minuten im Spitzentempo eines Mercedes SL sämtliche Wände hochgeht.

Es liegt an den Fragen.

Die sind nämlich so, daß sie ein dreiwöchiger Säugling im Halbschlaf mit der linken Hand beantworten könnte. Sie setzen weder Wissen noch Bildung, weder die Lektüre eines Lesebuches der ersten Primarklasse noch das Vorhandensein auch nur der minimsten Por-

tion Kleinhirn voraus. Außer daß man sich hinsetze, setzen sie in Tat und Wahrheit überhaupt nichts voraus.

Sie lauten etwa: Welches ist die größte Stadt der Schweiz? In welcher Schweizer Stadt steht das Bundeshaus?

So unglaublich schwierig sind die Fragen, die sich an die Intelligenz des Teilnehmenden richten. Und weil diejenigen, die sie ausgeklügelt haben, wahrscheinlich selbst das Gefühl haben, sie machten es den Lösenden etwas allzu kinderleicht, fügen sie immer noch eine reine Rate-Frage hinzu. Etwa: Wieviele Lösungen gehen Ihrer Meinung nach zu diesem Wettbewerb ein?

Der Sinn dieser Maßnahme ist klar: es sollen möglichst viele Leute an einem solchen Wettbewerb teilnehmen. Es nehmen aber nur möglichst viele Leute teil, wenn der Wettbewerb so beschaffen ist, daß möglichst viele Leute möglichst wenig nachdenken müssen, um die möglichst einfachsten Fragen auf möglichst einfache Weise beantworten zu können. Das halte ich für eine unfaire Ueberlegung. Ich glaube nicht daran, daß die breite Masse so dumm ist, wie man annimmt, daß sie sei. Ich glaube, daß die Dummheit des Volkes, des Publikums, der breiten Masse eine bequeme Erfindung von Produzenten schlechter Filme, Herausgeber lächerlicher ausländischer Illustrierten, Verleger drittklassiger Romane und Aushecker langweiliger Wettbewerbe sei. Die Masse ist stets so dumm und so gescheit wie man sie macht.

Vielleicht habe ich unrecht.

Wenn dem so ist, dann begreife ich nicht, warum sich die Veranstalter von Wettbewerben nicht schon längst zusammengetan haben, um einen Einheits-Wettbewerb, der immer wiederkehren könnte, auszu- arbeiten. Das hätte gewaltige Vorteile. Erstens wäre es noch leichter, die Fragen zu lösen (besonders nach mehreren Wiederholungen), zweitens würden die Clichékosten bedeutend sinken, und drittens fielen die Honorare an die Wettbewerbs- Erfinder ein für allemal weg.

Die Fragen stellte ich mir ungefähr so vor:

1. Nennen Sie einen schweizerischen Nationalhelden mit dem Vornamen Wilhelm und dem Nachnamen Tell.
2. Aus wie vielen Personen bestanden die sieben Zwerge?
3. Auf welches Datum fällt der fünfte Mai?
4. In welcher schweizerischen Stadt an der Aare steht das schweizerische Bundeshaus von Bern?

5. An welchem Festtag werden in der Schweiz Weihnachtsbäume angezündet?

Natürlich sind das nur Vorschläge. Ich bin fest davon überzeugt, daß es den geeigneten Leuten ein leichtes sein wird, noch leichtere Fragen zu erfinden.

Besonders günstig wäre es allerdings, wenn man die Antwort gleich mitdruckte. Die Teilnehmer hätten dann nur noch den Coupon auszu- schneiden und einzusenden.

Allerdings wäre das dann natürlich kein so ganz richtiger Wettbewerb mehr.

Aber ich bitte Sie: sind die Wettbewerbe, die jetzt veranstaltet sind, eigentlich noch Wettbewerbe?

Du liebe Zeit, das wäre einmal eine wirklich knifflige Frage für einen Wettbewerb!

Gesucht wird:

Diese Rubrik des «Rorschacher Trichters» steht jedem Leser des Nebelspaltes zur Verfügung. Wer irgendetwas Ausgefallenes, Originelles, schwierig Aufzutreibendes oder mühsam zu Beschaffendes sucht, möge das mitteilen. Sein Wunsch wird in Form eines kleinen Inserates veröffentlicht. Findet sich ein Leser, der den betreffenden Gegenstand besitzt und ihn loswerden möchte, so benachrichtigt er den «Rorschacher Trichter» in Rorschach.

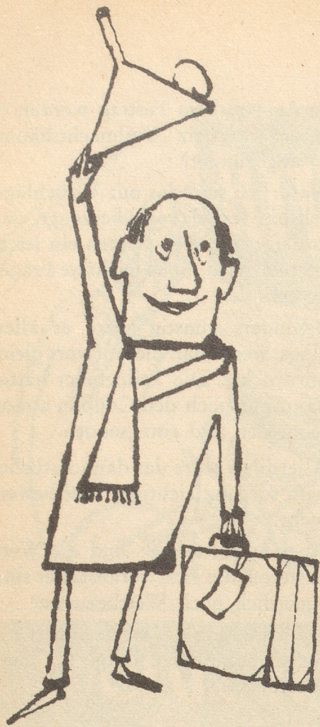
Die Inserate sind zunächst kostenlos. Kommt es aber zu einem Abschluß, so schicken beide Geschäftspartner je fünf Franken an das Kinderdorf Pestalozzi in Trogen.

*

Seit bald 20 Jahren packt mich jeden Frühling das Heimweh. Dagegen gäbe es ein Mittel, und das heißt: wildwachsende Osterlocken. Wer teilt mir mit, wo ich diese in der Ostschweiz finden kann? Auto steht mir zur Verfügung. Aber ich wandere auch gerne ein paar Stunden, wenn ich nur endlich die vermißten Blumen finden kann. – Offerten unter Chiffre RT-A 29 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.

*

Gesucht wird ein Waschtisch, der folgende Bedingungen erfüllen muß: a) alt, b) uralt zu sein, c) Schnörkelfüße, d) eine eingelassene Cuvette, e) einen aufgefanzten, am Tisch befestigten Spiegel mit viel Krimskrums drumherum und d) ähnliches zu haben. Gesucht wird weiterhin: Kugelförmiger, mit Füßen versehener, mit Deckel und Griffknopf (resp. Knopfgriff) ausgerüsteter Glasbehälter, aus dem einem in Jugendzeiten seligen Angedenkens die behäbige Bäckerfrau klebrige Zeltli in schmutzige Hände schob. Offerten unter Chiffre RT-A 30 an «Rorschacher Trichter», Rorschach.



Darf ich vorstellen?

FRIDOLIN TSCHUDI

Manchmal muß man einen Menschen schon eine ganz hübsche Weile kennen, bis man ihn kennenlernt.

Mit Fridolin Tschudi ging es mir so. Ich traf ihn vor beinahe zehn Jahren während der Vorbereitungen für ein Cabaretprogramm von Voli Geiler und Walter Morath, und er sah ganz anders aus, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Natürlich war das keineswegs seine Schuld. Das geht deutlich daraus hervor, daß ich nicht einmal mehr sagen könnte, wie ich ihn mir eigentlich gedacht hatte. Ich weiß nur: bedeutend anders. Zigeunerhaft vielleicht, male-risch auch, genialisch verwahrlost möglicherweise.

Aber so sah er gar nicht aus. Und so sieht er auch heute nicht aus. Er ist keine Mischung aus Gauguin und dem armen Dichter von Spitzweg. Er gleicht nirgends dem Bildnis, das man sich von ihm macht, wenn man seine Verse liest, die frech, witzig, scharf und verträumt in einem sind. Ja, er sieht vielleicht genau so aus, wie er nicht aussehen sollte, wenn man von seinen Arbeiten auf seine Erscheinung schließen möchte.

Sondern er gleicht einem der hunderttausend braver und wohlgesitteter Bürger, die keine Verse produzieren, sondern die seinen konsumieren. Er könnte ein höherer Beamter sein, ein fortschrittlicher Bibliothekar, ein Chirurg, ein gebildeter Kaufmann oder ein Rechtsanwalt.

Das letztere ist er übrigens nahezu, denn er hat ein abgeschlossenes Jus-Studium hinter sich ...

Doch ich greife vor. Ich wollte erzählen, daß ich ihn kennenlernte, dann des öfteren traf, sogar einige Zeit mit ihm arbeitete, länglich mit ihm plauderte, und ihn doch nur kaum bis nicht kannte.

Bis zu jenem Abend in Carona.

Da waren wir nämlich zusammen im Tessin, um ein paar Nummern für das Federal auszubrüten, und saßen in der Sonne sowie auf der piazza von Lugano, und da kam irgendeine Freundin aus Basel, und die hatte eine Freundin bei sich, und die luden uns zu einem risotto in ihrem Ferienhaus in Carona ein, und wir gingen hin, und es wurde ein Abend, den ich nie mehr vergessen werde, und Fridolin ist schuld daran.

Vielleicht war es die laue Nacht, vielleicht war es der schwere Duft der fremden Blumen, vielleicht war es der violette Barbera, vielleicht waren es die klugen und lustigen Frauen, vielleicht war es alles zusammen. Auf jeden Fall blühte Fridolin plötzlich auf. So wie ein Klatschmohn jäh erblüht oder die Königin der Nacht, so blühte er auf. Er entwickelte Gaben, die ich nicht kannte, er strömte über von Einfällen, er brannte ein Feuer-

werk des Witzes und der Heiterkeit und des Humores ab, das ich nie vergessen werde. Eine halbe Stunde lang imitierte er Hans Moser, aber er tat es in Hexametern, die er metrisch einwandfrei spontan von sich gab. Er dirigierte ein imaginäres Orchester als Furtwängler, als Bruno Walter und als Karajan. Er nahm eine lebensgefährliche Operation an einer Salami vor; Sauerbruch, den er imitierte, hätte es nicht subtiler gekonnt. Er sprach einen Dialog zwischen zwei Taxichauffeuren in der Langstraße, und da war kein einziges Wort falsch, sondern alles noch nach Echtheit und Lebenswahrheit. Er tanzte ein ganzes Ballett, spielte eine lange Sonate auf einer Geige, zitherte den dritten Mann herunter, war Chaplin, Grock und Stadtpräsident Landolt, ein deutscher General, der in Kriegserinnerungen schwelgt, und ein Liebhaber der Jahrhundertwende ...

Er war großartig in dieser Nacht. Wir lagen unter dem Gartentisch, krümmten uns in immer neuen Lachanfällen, und baten ihn schließlich wimmernd, er möge aufhören.

Und dann, am andern Morgen, klopfte er im Hotel an meine Türe,



... es gibt
paradiesische
Genüsse, die nicht
verboten sind!

RESTAURANT FRANÇAIS im PARADIES Basel

Falknerstr. 31 1. Et. E.Thoma Tel. 22 24 59

und bat mich, ich möge entschuldigen, daß er sich in der Nacht so schlecht aufgeführt habe. Und den ganzen Tag über war er dann kleinlaut und schämte sich sehr ... Das ist er also: ein Mann von tausend unwahrscheinlichen Begabungen, ein Clown, ein Artist, ein Poet – und ein kleiner braver Bürger.

Ich muß sagen: es ist eine sehr angenehme Mischung. Vor allem weil er weiß, wann er das eine sein darf, und wann er das andere sein muß ...

Und nun noch ganz kurz die Daten und andere Äußerlichkeiten: Fridolin Tschudi wurde am 11. Juni 1912 in Zürich geboren, wuchs praktisch dortselbst auf, durchlief die üblichen Schulen, sowie die Rekrutenschule. Der Heldenlehrzeit folgten lange Jahre des Aktivdienstes. In dieser Zeit begann er auch zu schreiben. 1942 vollendete er eine Komödie «Marionetten», die nicht aufgeführt wurde, weil er sie wieder zurückzog. Ihr folgte eine Revue im Schauspielhaus Zürich «Pfauenfedern», und fast gleichzeitig erschien sein Hörspiel «Der Suchende» als Buch. Gesendet wurde es auch. Ab 1945 regelmäßige journalistische Arbeiten, vor allem Reportagen, Buchbesprechungen, Theater- und Filmkritiken, Feuilletons und Humoristica. Seit 1952 schreibt er seine Gedichte für die Titelseite der «Weltwoche», die bisher auch in zwei Sammelbändchen erschienen sind: «Heißgeliebte Karoline» und «Sie liebt mich, sie liebt mich nicht», und für den Nebi. In den nächsten Wochen erscheint das Büchlein «Guter Mond» – ein lyrischer Kalender mit Gedichten auf die Monate des Jahres. Daneben schrieb und schreibt Tschudi immer wieder für das Cabaret und die Musikbühne. Mit Paul Burkhard schuf er die Spielopern «Tic-Tac» und «Spiegel das Kätzchen». Außerdem ist er verheiratet.

Seine Steckenpferde: Geldverdienen und Ausgeben von Geld, sowie das Schreiben von Versen. Letztere Tätigkeit übt er mit Vorliebe in liegender Stellung aus. Deshalb zeigt ihn unser Bild auch so. Und weil wir gerade bei dieser Photographie sind: sie wurde von Ursula Bretscher gemacht, einer jungen und sehr begabten Zürcher Photo-

graphin. Fridolin Tschudi, der sonst eher kamerascheu ist, bittet mich, ihre Liebenswürdigkeit, ihre Nettigkeit und ihre Angenehmheit während der Aufnahmen besonders zu verzeichnen. Ich tue es gerne, denn es fügt den paar Strichen, mit denen ich sein Portrait zeichnete, noch

einen weiteren und sehr erfreulichen hinzu. Seinen stark ausgeprägten Zug der äußersten Freundlichkeit nämlich. Nach so vielen Worten über den Nebelspalter-Mitarbeiter Fridolin Tschudi nun aber ein paar bessere von ihm:

DAS INTERVIEW

Hat man dich schon interviewt? – Wie, noch nie? – Na, dann ist gut!

Also bitte, das ist so – so ungefähr: Eines Tages kommt zu dir ein Journalist, eine Sie vielleicht, doch eher wohl ein Er, der sich lächelnd und subtil erkundigt, wer respektive wie und was du sonst noch bist.

Du bemühst dich um die Antwort, und der Mann (wie gesagt, es kann auch eine Dame sein) schaut dich ernst und irgendwie ironisch an, nickt und lauscht erwartungsvoll und trägt sodann das Gebeichtete in sein Notizbuch ein.

Im Moment schon, da er von dir Abschied nimmt und bereits nach einem neuen Opfer jagt, bist du über dich beschämt und leicht ergrimmt; denn was wichtig wäre, das hast du bestimmt ganz vergessen oder ungenau gesagt.

Dementsprechend ist denn auch das Resultat: jedes Wort hat einen andern Klang und Sinn. Du empfindest dies als Fälschung und Verrat, und du fragst dich höchst enttäuscht und obstinat: Bin ich so, wie ich geschildert worden bin? –

Aber bitte, schreibe du selber mal ein Interview! Fridolin Tschudi



Wer schreibt, dem wird geschrie-ben ...

Manchmal allerdings wird aber gar nicht an ihn geschrieben. Sondern an das Blatt, das ihn schreiben läßt, ohne daß er ein Blatt vor den Mund nehmen müßte.

Diesen indirekten Weg für die Ae-ußerung seiner Meinung über die meine hat neulich ein Herr Frank N. aus Klosters gewählt, als er zu

dem Artikel «Abdullah die Kno-spe» Stellung nahm. Herr N. hat an meinem Angriff auf die Bas-ler Schwachstrom-Surrealisten be-trächtlich wenig Freude gehabt. Sein gar nicht sehr kurzer Brief ist voll von bösen Beleidigungen, har-ten Hieben und essigsauen Bemerkungen. Meint er ...

Aber hören wir ihn selbst:

«Herr Wollenberger gehört zu den vielen Menschen, die Gelesenes und Gesehenes nach den Mitlesern und Mitsehern beurteilen. Er hat also kein eigenes Urteil. Er hat dieselbe Beziehung zu seiner Welt, wie zu den Bildern von Picasso: er versteht sie nicht und doch gibt er ein Urteil ab. Nicht über die Bil-der, sondern über sein Unverständ-nis. Dafür wird er ja auch bezahlt. Deshalb ist der Herr Wollenberger leicht zu verstehen. Es würde ihn sicher reizen, seine Nachmittage in den «Spielsalons» zu verbringen, wenn dort anstatt der «Kentauren» Stadträte, Nationalräte und aus-ländische Diplomaten verkehren würden. Er schätzt nämlich alles nach dem Publikum ein, nicht nach dem Dargebotenen. So ist er immer

sicher, auf der «richtigen» Seite zu stehen, und ein Honorar für sein Gebrüll zu bekommen.»

Bravo, Frank, gib's ihm nur! Geht's vielleicht noch ein bißchen härter? Es geht:

«Ihn langweilt alles grausam, was er nicht versteht. Der Arme muß sich wirklich viel langweilen. Al-les, was er nicht versteht, verurteilt er, nicht einfach und kurz, sondern ausführlich und unter Zuhilfenah-me literarischer Schlangenbewegun-gen. (Das ist wegen dem Honorar.) Wenn er Herrn Laszlos Cabaret nicht versteht, so will er, daß alle andern Menschen es auch nicht mehr verstehen, denn sonst wären ihm ja jene, die es verstehen, über – und das duldet Herr Wollenber-ger nicht.»

Noch einmal ein ganz dickes Bravo, lieber Frank! So muß man es die-sem Wollenberger geben! Vielleicht reicht es sogar noch zu einem Tief-schlag?

Es reicht:

«Herr Wollenberger verschafft sei-ner geringen Verständniswelt da-durch Abhilfe, indem er sich an be-sonderen Tagen das Abfüllgerät, genannt Trichter, umschnallt. An-statt den aufgenommenen Misch-masch durch den Harn entleeren, rollt er ihn in antiperistaltischen Bewegungen über die Zunge und setzt den Trichter zu neuem Schöp-fen wieder an.»

Das sitzt, Frank, das sitzt!

Die Schlußbemerkung ist dann da-für aber wieder etwas weniger hart:

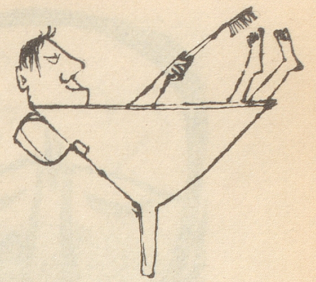
«Lieber Herr Nebelspalter, wahr-scheinlich dürfen Sie diese Zeilen nicht drucken, weil Herr Wollen-berger das nicht gern hat. Wenn Sie es doch tun, dann teilen Sie das Honorar auf ihn und Herrn Laszlo. Ich lebe nämlich nicht vom Geld, sondern von der frischen Luft in Klosters.»

Hier irrt Frank! Der Herr Nebel-spalter darf diese Zeilen drucken, denn dem Herrn Wollenberger ma-chen sie fast gar nichts aus. Er freut sich sogar, wenn sich seine Leser mit ihm beschäftigen. Daß sie sich rühmend mit ihm befassen, ist für seine Freude keine unerläßliche Voraussetzung. Ihm macht auch Ablehnung einen gewissen Spaß. Allerdings möchte er lieber, daß man ihm direkt schreibe, denn er legt Wert darauf, auch direkt zu antworten.

Etwa so:

«Lieber Herr Frank N.!

Haben Sie herzlichen Dank für Ihre wohlüberlegten Zeilen, die ich gerne auszugsweise wiedergebe. Daß ich es nicht ganz tue, liegt am chro-



nischen Platzmangel des Nebelspal-ters und ganz bestimmt nicht an der Interessantheit Ihres Briefes.

Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie das Honorar für den Abdruck Ihres Briefes Herrn Laszlo und mir überlassen wollen. Leider stellt sich in diesem Zusammenhange ein klei-nes Problem. Die eidgenössische Münzstätte hat es bisher bedauer-licherweise versäumt, Halbrappen-stücke auszugeben. Könnten Sie ihr nicht einmal in diesem Sinne schrei-ben? Herr Laszlo muß doch sein Geld bekommen ...

Sehr erfreut war ich auch über die Mitteilung, daß Sie ausschließlich von der frischen Luft leben. Aber sagen Sie, ist die Luft in Klosters nicht manchmal ein bißchen dünn? Noch etwas: Sie schreiben, daß Sie «Abdullah die Knospe» nicht gese-hen haben. Das ist ein Versäumnis, und Sie sollten sich die Sache eig-entlich doch anschauen. Zum Glück bietet sich Ihnen gute Ge-legenheit dafür. Das Stadttheater St. Gallen führt die «Tragische Re-vue» zurzeit im Rahmen eines Kurz-opern-Abends auf. Wenn es Sie in-teressiert, kann ich Ihnen gerne Karten beschaffen. Sie sind sehr leicht zu erhalten.

Sollten Sie wirklich Zeit und Lust haben, so teilen Sie es mir bitte mit. Postkarte genügt. Und fügen Sie doch auch noch gleich hinzu, auf welche Weise Sie geweckt werden wollen: durch a) einen gewöhnli-chen Wecker, durch b) einen Güg-gel oder durch c) eine nette Beglei-terin?

Lassen Sie es sich gut gehen und be-ehren Sie mich bald wieder mit einem Ihrer aufschlußreichen Schreibe-briefe.

Herzlich
Ihr
W. Wollenberger

PS. Kein PS.

